

da er das Geld verschleuderte, anstatt es zu mehren, sollte er wenigstens Wissen anhäufen. Die jüdische Gemeinde in Amsterdam hätte den begabten jungen Mann auch nach Beendigung seiner Studien gern bei sich behalten, aber Levi zog es wieder nach Altona. Dort erklärten ihm die Gemeindeältesten, dass sie auf seine Hilfe verzichten müssten, wollten sie nicht mit seinem Vater und den mächtigen Texeiras im Streit leben. So abgewiesen, schnürte Rabbi Levi sein Bündel und ging auf Wanderschaft. Mehrmals entging er mit knapper Mühe dem Tod. Man warf mit Steinen nach ihm, hetzte ihn mit Hunden, doch die armen Juden verehrten ihn. Er war furchtlos, wo andere die Angst schüttelte; dem Hass begegnete er mit Güte, er sprach von Gottes Wort, das für alle Völker gelte und Frieden heiße. „Die Menschheit“, sagte er, „ist ein Leib. Wenn aber die Glieder gegeneinander kämpfen, zerstören sie den Leib.“

Da Rabbi Levi sich auch auf Heilkünste verstand, rief ihn mancher hohe Herr zu Hilfe und fand, wenn er von seinen Beschwerden geheilt war, Gefallen an den Worten des Rabbi. Niemals nahm Rabbi Levi Lohn für seine Dienste, er ging so arm, wie er gekommen war. Doch gewann er Schätze, die nicht von Motten und Rost zerfressen werden.

„Alle Religionen“, lehrte mich der Rabbi, „sind von einem Gott, in welcher Form die Menschen ihn auch anbeten. Gott ist Frieden, Barmherzigkeit, Liebe, Wahrheit. Nicht das Schwert öffnet den Weg zu Gott, sondern Leiden um der Gerechtigkeit willen. Glaube niemals einem Prediger, der zu Hass und Gewalt aufruft. Er predigt Irrlehre. Juden, Muselmanen, Katholiken, Calvinisten, Lutheraner, oder wie immer Menschen sich nennen, sind nicht Feinde, sondern Glieder eines Leibes. Nicht in den anderen sitzt das Böse, in uns selbst lauert es.“

Die Worte des Rabbi fielen zu einer Zeit in meine Seele, da sie für die Wahrheiten des Glaubens empfänglich war und noch nicht verhärtet von den Vorurteilen des Verstandes. Wäre ich dem Rabbi nicht begegnet, gehörte ich heute vielleicht zu jenen, die ihren Verstand zur Dirne der Mächtigen und des eigenen Vorteils gemacht haben.

Zwei Jahre blieb der Rabbi in Fürth. Eines Tages sagte er: „Ich habe dich alles gelehrt, was ich weiß und du verstehen kannst, du wirst auf jeder Universität Ehre einlegen. Ich kann nicht länger bleiben. Nur in der Fremde bin ich daheim.“

Mir war zumute, als hätte er mein Todesurteil gesprochen. Alles wollte ich für ihn tun, auf nackter Erde schlafen, hungern, wenn ich ihn nur begleiten dürfe. Der Rabbi ließ sich von meinem Flehen nicht erweichen. „Dein Vater wird kommen und dich nach Schweden mitnehmen. Du wirst viel sehen und lernen. Und wenn du ein Mann geworden bist, vergiss Rabbi Levi und seine Brüder nicht.“

„Was kümmert mich mein Vater! Ein Jude bin ich wie du!“, widersprach ich.

Rabbi Levi schüttelte den Kopf. „Vor zwei Jahren warst du klüger als heute. Ein Mensch bin ich, hast du damals gesagt. Heute nennst du dich Jude. Dein Vater

kümmert dich nicht? Was er auch ist und wo er auch ist, du schuldest ihm das Leben und damit Liebe wie deiner Mutter. Wenn du ihn verleugnest, bist du nur so frei wie ein welkes Blatt, das vom Baume fällt.“

Der Rabbi ging, ohne sich noch einmal umzudrehen. Ich fühlte mich wie ein herrenloser Hund. Die Welt erschien mir kalt und bedrohlich. Großvater war oft krank, Großmutter weinte sich die Augen blind und jammerte, was aus mir werden solle.

*

Zu der Zeit, da Rabbi Levi Fürth verließ, nahm Erik Eriksson in Tabor von General Torstensson seinen Abschied. Wenige Tage später stand er vor unserer Tür, ein hochgewachsener blonder Mann, das Gesicht grau und gefurcht wie ein reifbedeckter Acker. Ich ertrug widerwillig seine Umarmung. Soldaten, hieß es, raubten, steckten Häuser in Brand, schlachteten Kinder, und die Schweden sollten sich am schlimmsten aufführen. Bänkelsänger berichteten grausige Moritaten von eingefleischten Teufeln in der Gestalt von Landsknechten. Man sang damals den Reim: „Bet Kinder, bet, morgen kommt der Schwed, morgen kommt der Oxestern, der wird die Kinder bete lern.“

Aus sicherer Entfernung betrachtete ich den Fremden, der an Großvaters Lager kniete und leise mit ihm sprach. Wie ein eingefleischter Teufel sah er nicht aus, und mein anfänglicher Schrecken wich der Neugier. Mein Vater erzählte, wie ihn Verwundungen, immer neue Feldzüge zwischen Dänemark und Böhmen daran gehindert hatten, sein Wort früher einzulösen. Nach dem Sieg der Schweden über die Kaiserlichen bei Tabor hatte General Torstensson endlich eingewilligt, einen seiner fähigsten Offiziere zu entlassen. Hol deinen Sohn, wenn er noch lebt, soll er gesagt haben, in Schweden sehen wir uns wieder, so Gott will und dieser verfluchte Krieg zu Ende ist.

Auf der Straße waren die Nachbarn zusammengelaufen und bestaunten Soldaten und Pferde. Jeder wollte sich an den prächtigen Zug erinnern, der vor dreizehn Jahren die schöne Miriam aus dem Hause der Eltern geholt hatte. Man pries die Ritterlichkeit der Schweden und vor allem Erik Eriksson, der sich der Eltern der armen Miriam und seines Sohnes annahm. Eben noch als Schwedenbastard geächtet, war ich nun ein Held. Schulkameraden baten, auf der braunen Stute reiten zu dürfen, die mir mein Vater mitgebracht hatte. Die Erwachsenen grüßten mich. Ich gnoss den Sinneswandel der Nachbarn, ohne nach seinen Gründen zu fragen.

Langsam gewöhnte ich mich an meinen Vater. Er lehrte mich reiten, Degen und Pistole gebrauchen. Die Reise nach Schweden, sagte er, würde kein Spazierritt werden, nur Männer könnten sie bestehen. Ich bewunderte ihn, wenn er von seinen Erlebnissen mit Gustav Adolf erzählte. Jetzt wollte ich nicht mehr die Welt des Geistes erobern, mich verlangte nach ruhmvollen Taten. War David nicht ein

Kriegsheld gewesen, vom armen Hirten aufgestiegen zum König Israels? Der große Alexander, der Hannibalbezwinger Scipio, der alles niederstampfende Caesar, der Löwe aus Mitternacht, Gustav Adolf, sie alle bestätigten doch das Wort Heraklits, dass der Krieg der Vater aller Dinge sei. Ich überschüttete meinen Vater mit angelesenem Wissen. Er sagte nur „So so“ und „Wirst schon sehen“. Seine Augen waren trübe wie die eines Blinden. Wenn er getrunken hatte, sagte er Sätze, die ich nicht verstand. „Man muss verzweifelt sein, um nicht zu verzweifeln“ oder „Gott hat den Menschen geschaffen, damit sie ihn umbringen“. Auf meine Fragen lachte er nur bitter. Manchmal sprach er von der jungen Königin Christina, der Tochter Gustav Adolfs. Er habe gehört, sie sei klug wie Athene und werde Europa den Frieden bringen.

Zu Beginn des Sommers reisten wir ab. Großvater segnete mich mit den Worten: „Die Tränen, die um dich geflossen, das Blut, das für dich vergossen, mögen den Boden deines Herzens fruchtbar machen.“ Als ich mich noch einmal umwandte, sah ich die beiden Alten nebeneinanderstehen, klein, zerbrechlich und verloren, dem Tode näher als dem Leben. Ich winkte zurück, voller Stolz, auf eigenem Pferd in die Welt hinauszureiten. Mein Gruß galt mehr den Schaulustigen und den Kameraden als den Großeltern. Dieser Abschied muss ihnen das Herz gebrochen haben. Nun hielt sie nichts mehr auf dieser Welt.

Je älter ich werde, um so mehr bedrängt mich das Bild der beiden, und ich werfe dem Dreizehnjährigen, der ich damals war, vor, dass er so gleichgültig ging und für die Alten kein Trostwort fand. Aber ich erreiche diesen Knaben nicht mehr und kann die Trauer der Großeltern nicht ungeschehen machen. Ein Leben lang laden wir bewusst oder unbewusst Schuld auf uns. Nur unserer Vergesslichkeit verdanken wir, dass wir unter dieser Last nicht zusammenbrechen.

Begleitet von drei Soldaten, ritten wir nordwärts. Wohin wir auch kamen – nach Franken, an den Rhein, nach Westfalen –, überall entvölkerte Dörfer, in den Städten Krüppel und Bettler ohne Zahl. Wir übernachteten in verlassenem Gehöften, wenn wir die nächste Stadt nicht vor Einbruch der Dunkelheit erreichen konnten. Dann hielten wir reihum Wache. Eines Nachts schossen wir ins Dunkel, weil wir Geräusche hörten und niemand auf unseren Anruf antwortete. Am Morgen fanden wir ein zum Skelett abgemagertes Mädchen, kaum älter als ich. Ratten hatten sich schon über die Leiche hergemacht. Ich wollte weglaufen, aber mein Vater hielt mich fest. „Schau sie dir genau an. Was siehst du?“ Mir war übel, meine Zähne schlugen aufeinander. „Wir haben ein kleines, hungriges Mädchen erschossen“, fuhr mein Vater erbarmungslos fort.

„Es war ein Irrtum!“, schrie ich. „Sie hätte doch nur einen Ton zu sagen brauchen, und wir hätten ihr Brot gegeben.“

Mein Vater ersparte mir nichts. „Sie hat geschwiegen, weil sie Angst hatte – wie wir. Das nächste Mal schießen wir vielleicht nicht, aber dann ist es ein Haufen Bauern mit Dreschflegeln und Sensen, die uns die Kehlen durchschneiden. Ist dir

das lieber?“ Er legte mir den Arm um die Schulter und zog mich an sich. „Und schenkten wir unsere bescheidenen Vorräte her, man würde uns doch nicht am Leben lassen, weil man uns für die Ursache allen Unglücks hält. Der Krieg, mein Junge, den du den Vater aller Dinge nanntest, hat das Gesicht dieses Mädchens.“

Als wir endlich Hamburg erreichten, dachte ich wieder an Rabbi Levi. Er fehlte mir sehr, denn ich konnte mit niemandem über meine Erlebnisse sprechen. Mein Vater trank Tage und Nächte hindurch und war, wieder bei Verstand, wortkarger denn je. Ich glaube, dass ihn nur die Sorge um mich nach Schweden zurücktrieb. In Wahrheit wusste er nicht, was er dort oder irgendwo sonst auf der Welt noch sollte. Nur die Nachricht vom Friedensschluss zwischen Schweden und Dänemark hellte sein Gemüt für Stunden auf. Kaum regiere die junge Königin, schließe sie Frieden, erzählte er jedem, der es hören wollte. Der eiserne Oxenstierna habe ausgespielt.

Vater hielt den starken Mann Schwedens zu Unrecht für den eigentlich Schuldigen am Krieg. Axel Oxenstierna hatte Gustav Adolf abgeraten, sich in die deutschen Streitigkeiten einzumischen.

Im September 1645 betraten wir schwedischen Boden. Der Hof, den meines Vaters ältester Bruder bewirtschaftete, war klein und ernährte kaum die vielköpfige Familie. Mein Vater fand nicht in das bäuerliche Leben zurück, das er mir unterwegs gepriesen hatte. Mit seinen dunklen Reden konnte niemand etwas anfangen. Und wie es auf dem Kontinent zuging, wollte keiner wissen, man hatte selber Sorgen genug: immer neue Steuern und Abgaben und nun auch noch zwei zusätzliche Esser. Eines Tages warf der Onkel meinem Vater vor, dass er nicht wie andere Offiziere mit Reichtümern aus Deutschland heimgekehrt sei, sondern nur mit einem Judenbastard. Mein Vater packte unverzüglich unsere wenigen Sachen und verließ mit mir grußlos den Hof. Ich habe meine schwedischen Verwandten niemals wiedergesehen.

Es war bitterkalt, der Atem gefror in der Luft. Die Augen schmerzten vom Widerschein der Sonne auf dem Schnee. Nach den Zänkereien der letzten Wochen genoss ich die Schlittenfahrt. Ich freute mich, wieder mit Vater allein zu sein. Er schwieg die meiste Zeit. Irgendwann sagte er: „Bruder, Schwägerin und all die anderen haben recht – ich taue nichts. Hab nichts gelernt als Krieg. Aber dass sie das Kind meiner Miriam, meinen Sohn, ihren Verwandten, getauft wie sie, einen Judenbastard nennen, werde ich ihnen nie verzeihen.“ Er klammerte sich an mich und keuchte: „Nicht wahr, du wirst ihnen zeigen, dass du mehr wert bist als alle Reichtümer, die man in Deutschland zusammengeraubt hat? König sollst du werden, Kaiser ...“ Er fieberte. Als wir in Stockholm einfuhren, war er nicht mehr bei Sinnen. Der Kutscher brachte uns zu General Torstenssons Haus am Norrström, wo uns dessen Schwester freundlich aufnahm.

Wenige Tage später starb mein Vater. Unter seinen Papieren fand sich ein Brief an Lennart Torstensson. Darin bat er den Feldmarschall, für mich zu sorgen.

Alles, was ihm fünfzehn Jahre Krieg in Deutschland gebracht hätten, sei dieser Sohn. Er dürfe nicht zuschanden gehen wie seine Eltern. „Lehrt ihn die Tugenden des Friedens, nicht die Künste des Krieges, im Namen des allmächtigen Gottes“, schloss der Brief.

*

Innerhalb eines Jahres hatte ich Rabbi Levi, die Großeltern, den Vater, die Heimat verloren. Ich wusste nicht, was aus mir werden sollte und wurde krank. Krankheit, pflegte Rabbi Levi zu sagen, habe ihre Ursache nicht in einer Schwäche des Körpers, sondern in der Unordnung der Seele. Zuerst erkrankte die Seele, dann der Körper. Im Laufe meines Lebens konnte ich häufig die Richtigkeit dieser Erkenntnis überprüfen.

Ich lag im Hause Torstensson, aber in meinen Fieberträumen irrte ich durch die Ruinen, verfolgt von Bauern mit Dreschflegeln. Das von Ratten angefressene Mädchen stellte sich mir in den Weg. Und wenn ich endlich meinen Vater fand, stieß er mich den Verfolgern entgegen. Manchmal rissen mich meine Schreie in die noch fremdere Welt zurück, aus der ich mich eilig wieder davonstahl. Ich wollte nicht gesund sein.

Bis Anna erschien, blond, rotwangig, lächelnd. Ich beobachtete sie verstohlen. Wenn sie den Raum verließ, quälte mich die Angst, sie nie wiederzusehen. Als sie sich eines Tages über mich beugte, hielt ich sie fest. Ihre Liebkosungen erweckten meinen Lebensmut in einer mir bis dahin unbekanntem und nicht zu verbergenden Weise. Die Dienstmagd Anna wurde meine erste Liebe. Sie schenkte sich mir, und ich nahm so selbstverständlich, wie sie gab. Wir waren zwei Kinder, die mit dem Feuer spielten.

Die Feldmarschallin überraschte uns. Unbewegten Gesichts schickte sie Anna aus dem Zimmer und kündigte mir den Besuch von Bischof Johan Matthiae an. Er werde mich examinieren. Fiele das Ergebnis positiv für mich aus, würde ich der Königin vorgestellt.

Anna blieb seit dieser Stunde unauffindbar. Man sagte mir, sie habe einen Soldaten geheiratet und sei mit ihm nach Deutschland gezogen, verschwieg mir freilich, dass sie durch Überredung und Geld dazu gezwungen worden war.

Vielleicht hätten Kummer und Enttäuschung mich wieder auf das Krankenlager geworfen, wäre nicht Johan Matthiae gewesen. Ich fasste sofort Zutrauen zu ihm. Der einstige Lehrer der Königin gehörte zu den Menschen, die man schon lange zu kennen glaubt, wenn man ihnen zum ersten Mal begegnet. Ihm erzählte ich von meinen Erlebnissen, Träumen und Ängsten. Er hörte aufmerksam zu, und ich fühlte mich von ihm verstanden. Johan Matthiae erinnerte mich an Rabbi Levi, auch in Äußerlichkeiten: wie er die Fingerspitzen beim Sprechen aneinander legte, die Augen beim Zuhören schloss, dann wieder der forschende, hellwache Blick. Am Ende des langen Gesprächs meinte er, dass meine Sprachkenntnisse